

Als wir Frieden spielten Eine Anthropologin beobachtet Israelis und Palästinenser

Qalqilia, Westjordanland, den 29. September. Ein gefährlicher Tag: Am Mittag, nach dem Freitagsgebet, wird die Gewaltwelle ausbrechen, die den Nahen Osten seither in Atem hält. Aber am frühen Morgen kreuzen wie gewohnt noch zwei Militärjeeps auf der Hauptstraße auf: Es ist eine gemeinsame Patrouille israelischer und palästinensischer Polizisten, ein Teil der vereinbarten Sicherheitspartnerschaft im Friedensprozeß. Die Ruhe vor dem Sturm kennen die Krieger bereits von den ungezählten früheren Tagen der Spannung, aber zunächst konzentrieren sie sich auf ihren Auftrag. Fünfzehn Minuten ereignislose Fahrt. Kaffeepause. Kurzes Geplauder. Gegen Viertel vor sieben Rückkehr in die Wagen. Im israelischen Jeep sitzt schon der Kommandeur, Grenzschutz-Hauptmann Yossi Tabjeh, 27, rechts vorne neben dem Fahrer.

Der palästinensische Polizist Nail Suleyman tritt an den israelischen Jeep von links heran, sein Gewehr in der Hand. Keiner schöpft Verdacht - Routine eben. Und noch gestern hatte sich Suleyman vom israelischen Kollegen eine Dose Cola kaufen lassen, eine Freundschaftsgeste. Plötzlich schreit Suleyman "Allahu akbar!", rennt zur anderen Seite und gibt eine lange Salve auf Tabjeh ab, Schußweite Null. Dann läuft er zu seinen Kameraden zurück. Zunächst versuchen sie, ihn aufzuhalten, geben aber schnell auf, nach ein paar Sekunden ist er in Qalqilias Gassen verschwunden. Zwei Stunden nach dem Zwischenfall meldet der israelische Rundfunk Tabjehs Tod. Die Nachricht hört auch Deborah Heifetz-Yahav in Tel Aviv, die ihre Doktorarbeit schreibt. Sie wird von einer bösen Ahnung gepackt: "Ich wußte in diesem Moment: Das Barometer ist explodiert."

Das Barometer: denn der gemeinsame Patrouillendienst war das engste und am deutlichsten sichtbare grenzüberschreitende Unternehmen von Israelis und Palästinensern im Friedensprozeß, also auch das sensibelste Meßgerät für den tatsächlichen Stand "im Felde", fern von der Diplomatie. "Wenn dort ein Mord geschehen war", so urteilt Deborah Heifetz-Yahav, "dann mußte der Flächenbrand bald folgen." Der gemeinsame Patrouillendienst ist das Thema ihrer anthropologischen Dissertation an der Universität von Tel Aviv. Drei Jahre lang hat sie die Patrouillen erforscht, wie ein Ritual zweier exotischen Dschungelstämme, sie hat die Krieger beider Seiten täglich begleitet, beobachtet und befragt. Sie erforscht die harte Wirklichkeit eines Niemandlands zwischen Freund und Feind.

Ein ungewöhnliches akademisches Projekt. Deborah Heifetz-Yahav selbst ist ein ungewöhnlicher Gast im Elfenbeinturm. Ein Kalifornien-Kind, aufgewachsen im Beverley Hills der Achtundsechziger, erwarb sie das liberale Gewissen bei ihrer jüdisch-amerikanischen Familie - ihre Mutter war 1938 aus Deutschland geflohen - und bei den Vietnam-Demonstrationen von Berkeley. Sie wurde Diplom-Biologin und Fernsehproduzentin, sie erwarb einen akademischen Grad im Fach Tanzpsychologie - und wanderte 1990 nach Israel ein. Dort bildet sie an einer Fachhochschule

Tanztherapeuten aus. Aber sie versäumte einen Unterrichtsgegenstand, der zum israelischen Alltag gehört: die Militärfolklore. "Immer noch verwechsle ich die Rangabzeichen", erklärt sie lachend. Dafür gewann sie den freieren Blick des Außenseiters. Sie wollte Männer erforschen, die es plötzlich mit Gefühlen zu tun bekommen und sich auf die Emotionen des Feindes einstellen müssen. Erst ihr, der Spezialistin für nichtverbale Kommunikation, kam die Idee, den Patrouillendienst weder als "hohe" Sicherheitspolitik noch als "niedrige" Polizeiarbeit zu betrachten, sondern als Inszenierung - als eine Art Performance.

Militärische Rituale

Die Erlaubnis zur Teilnahme war nicht einfach zu erlangen. Ab September 1997 saß sie abwechselnd in den palästinensischen und israelischen Jeeps, in fast allen Bezirken von Gaza bis Jericho, nahm Gestik, Mimik und Tonfall der Soldaten mit einer Videokamera auf und entschlüsselte die Körpersprache. Und dann entdeckte sie die überraschende Wahrheit hinter der Metapher von der Performance: Sie war pure Realität. Die Inszenierung der Patrouillen hatte keinen praktischen Zweck; sie waren Selbstzweck. Dargeboten wurde der Friedensprozeß.

Man hatte die Patrouillen konzipiert, als die Rahmenabkommen des Friedensprozesses das Palästinensergebiet wie einen Flickenteppich in Zonen aufteilten: Zonen A und C unter ausschließlicher palästinensischer beziehungsweise israelischer Kontrolle, die Mischzone B mit palästinensischer Zivil- und israelischer Sicherheitskompetenz. Die gemeinsamen Patrouillen sollten Israelis bei Zwischenfällen in Zone A schützen. Dieser Sinn entfiel fast sofort: In Zone A ließen sich die Israelis nicht mehr blicken. Es blieb ein Ritual, von der Politik in ein Korsett der Parität gezwängt: Ein israelischer und ein palästinensischer Jeep, markiert mit orangefarbenen Flaggen und mit je vier Polizisten treffen sich im Verbindungsbüro in der Mischzone B, fahren nach einer Stadt in Zone A, und fahren dort gemeinsam auf der Hauptstraße. Das war's: tagein, tagaus im Schichtdienst. Deborah Heifetz-Yahav spricht von einer Choreographie. Doch diese Choreographie wurde zum eigentlichen Sinn des Dienstes: Beide Seiten klammerten sich an diesen symbolischen Rest des Friedens, und dies um so verzweifelter, je gewaltiger die unterirdischen Spannungen den wirklichen, den politisch-strategischen Prozeß zu sprengen drohten.

Für die Polizisten "im Felde" - tatsächlich müßte man von Soldaten sprechen - entwickelte sich der banale Dienst zum Rollenspiel, zum "Kampf um symbolisches Kapital": Immer wieder suchten die Palästinenser, sich von den Israelis die Anerkennung ihrer Identität zu erstreiten. Schon die Reihenfolge der fahrenden Jeeps war eine Machtgeste: Bei der Fahrt vom Verbindungsbüro fuhr immer der israelische Wagen vor, bei der Einfahrt in die A-Zone übernahm immer der palästinensische die Führung. Das sollte zeigen, wer wo Herr im Hause war. Und am Ende jeder Schicht gab der israelische Fahrer Gas und raste davon, als ob man schon im Motorenlärm den Erleichterungsseufzer hören sollte.

Welcher Kommandeur gibt wem die Hand beim Treffen vorm Schichtbeginn? Ein

Politikum. Mehrmals sagten die Palästinenser die gemeinsame Fahrt kurzerhand ab, mit Folgen bis zur höchsten politischen Ebene: Man habe mit ihnen "nicht nett geredet". Schließlich mußten die verdutzten Israelis die korrekte Durchführung des Handschlages und überhaupt das inoffizielle Zeremoniell zu Schichtbeginn in ihren Einsatzbesprechungen wie eine Operation planen. Und noch dramatischer prallten die unterschiedlichen "Waffenkulturen" aufeinander: Die Israelis durften nur bei Gefahr die Magazine in die Gewehre einstecken, die Palästinenser liefen grundsätzlich mit einer Kugel im Lauf herum. Es bedurfte einer Intervention von Arafat persönlich, um sie zu einer Fahrt nur mit eingesteckten Magazinen zu bewegen.

Tom und Jerry

Da bei der aufflammenden Gewalt zwischen September 1996 und Mai 1999 palästinensische Polizisten das Feuer auf israelische eröffnet hatten, mußten die Israelis nervös und mißtrauisch die Gefühlslage der Palästinenser "lesen" - was ihnen in Qalqilia so fatal mißlang. Schon vorher hatte es verschwiegene Ausbrüche gegeben. Ein palästinensischer Kommandeur hatte mit dem Gewehrkolben einen Israeli vor den Kopf geschlagen; ein Palästinenser provozierte einen israelischen Polizisten äthiopischer Herkunft mit rassistischen Sprüchen.

Für Deborah Heifetz-Yahav bedeutete die Teilnahme einen Abschied von den idealistischen Träumen der Sechziger. Aber zugleich beobachtete sie die zögernde Entwicklung einer gemeinsamen Folklore und eines Repertoires von Verhandlungs-, Verständigungs- und Deeskalationstechniken. Beim ständigen Zusammenprall der Mentalitäten zeigten sich die Palästinenser besessen von Ehre und Symbolik, die Israelis praktisch orientiert und zwanglos bis zur Taktlosigkeit. Als die Israelis die zerfaserten orangefarbenen Flaggen durch Metallschilder ersetzen wollten, lehnten die Palästinenser ab: Für sie mußte eine Flagge etwas Sinnliches, Fühlbares sein, die Metallschilder dagegen waren für sie "wie dieser Frieden - hart und kalt". Dünnhäutig reagierten sie, als die Israelis in ihren Jeeps mit nach außen ausgestreckten Beinen saßen - sie sahen dies als Herablassung, für die Israelis war es normal.

Viel hing von der Person der Kommandeure ab. Unter den ranghöheren Verbindungsoffizieren entstand ein pragmatisches Arbeitsverhältnis, das manchmal sogar bis heute gehalten hat und unterm Kugelhagel der Guerrilla für begrenzte Problemlösung an Ort und Stelle funktioniert. Manche Veteranen tauschten Erinnerungen aus dem Libanon-Krieg aus. Manchmal fanden palästinensische Offiziere, die in der Sowjetunion oder der DDR ausgebildet worden waren, mit Israelis russischer Herkunft im Russischen eine gemeinsame Sprache. Eine Vermittlerrolle zwischen den Mentalitäten übernahmen die israelischen Drusen: Als Araber sind sie mit dem Ehrenkodex des Gesichtswahrens um jeden Preis vertraut. Es gab sogar einen rauhen gemeinsamen Humor: Die Qalqilia-Patrouille wurde allgemein als "Tom und Jerry" bezeichnet - wobei unklar blieb, wer für wen Katze und wer Maus war.

Eines konnte jedoch nie gelingen: den Patrouillendienst vom übrigen Prozeß zu isolieren. Schon in den letzten Monaten spürte Deborah Heifetz-Yahav die Verschlechterung der

Atmosphäre. Nach der Rundfunkmeldung über den Mord in Qalqilia rief sie einen inzwischen befreundeten palästinensischen Offizier an. "Das passiert doch auch unter Brüdern", versuchte er zu beschwichtigen. Nun muß sie für ihre Dissertation ein neues Schlußkapitel schreiben.

DORON ARAZI

Alle Rechte vorbehalten. (c) F.A.Z. GmbH, Frankfurt am Main